

Der Schweden-Trockner besaß ein Fassungsvermögen von einer Tonne Frischbananen. Nach der Trocknung schwand das Gewicht auf ein Fünftel. Dagegen fasste der erste selbstgebaute Trockner schon vier Tonnen, der nächste sechs, und so ging es weiter.

Es mussten unglaubliche Summen investiert werden. Ein Beispiel dafür war der Draht, auf den die entschälten Bananen gelegt wurden. Er war schon nach kürzester Zeit von der Fruchtsäure und Feuchtigkeit im Ofen verrostet und färbte auf die Banane ab. In zeitraubender Handarbeit mussten hunderte solcher Rahmen mit nichtrostendem Draht versehen werden. Der Inoxidraht aber war unvergleichlich teurer und verschlang enorme Summen, weil alles in doppelter Ausführung vorhanden sein musste. Denn während die trockenen Wagonetten aus dem Ofen in die Abpackhalle gefahren wurden, kamen die nächsten schon wieder mit Frischbananen gefüllt in den noch heißen Ofen. Es gab auf diese Weise keine Unterbrechung, und die Produktion lief wie am Fließband.

Nach Ablauf eines weiteren Jahres liefen alle Trockner auf Hochtouren, und unsere Trockenbanane war unter dem Namen »Cavaco« patentiert. Die Firm Sulmar in Benguela und Hamburg lancierte das Produkt in Deutschland, wo hauptsächlich die Reformhäuser zu unseren Kunden zählten.

Mitte Januar 1961 kamen Cochats für einen Monat auf Urlaub und verlebten ihn zum größten Teil in Baia-Azul. Wir kamen an den Wochenenden dazu. Anfang Februar, wir saßen gerade am Frühstückstisch in Baia-Azul und hörten dabei wie üblich die Morgennachrichten, setzte Cochat plötzlich voller Entsetzen seine Tasse ab und lauschte gespannt. Zugleich bat er uns zu schweigen und drehte das Radio lauter. Jetzt hörten auch wir aufmerksam zu. Was da soeben bekanntgegeben wurde, ließ uns erstarren. Im Norden Angolas waren in der vergangenen Nacht Farmer von Aufständischen überfallen und mit ihren Familien auf unbeschreiblich grausame Weise umgebracht worden. Die Unruhen, die zuvor schon im früheren belgischen Kongo geherrscht hatten, waren nun auch in Angola ausgebrochen.

Wie vom Donner gerührt, schauten wir uns an. Niemand wusste, wie weit das unterirdische Netz organisiert und wo der nächste Überfall geplant war. Keiner von uns besaß eine Waffe zur Notwehr.

In den folgenden Tagen brachten die Zeitschriften Bilder, die jedem Betrachter die Haare zu Berge steigen ließen und uns zutiefst erschütterten. Die Aufnahmen zeigten abgeschlachtete Menschen, die im tiefen Busch auf

abgelegenen Farmen ahnungslos überfallen worden waren. Frauen und Mädchen lagen nackt auf den Höfen, ihnen waren Besenstiele in den Unterleib getrieben worden. Man sah aufgespießte Säuglinge und Männer, die von Catanas bis zur Unkenntlichkeit zerhackt worden waren und deren Genitalien man abgeschnitten und auf Stöcke gespießt hatte.

Seit längerer Zeit schon wurde über eine illegale Bewegung gemunkelt, deren Ziel ein unabhängiges Angola war. Ein »Los-von-Portugal«, ein zweites Brasilien mit multirassischer Gesellschaft war geplant. Denn die Kolonialzeit neigte sich auf der ganzen Welt ihrem Ende entgegen, die Räder der Geschichte begannen, sich zu drehen. Der Terror aber, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam, stand nicht auf dem Programm dieser Bewegung.

Unsere ersten Gedanken galten den Kindern, die im tiefen Busch von Chicuma auf einer einsamen Kaffeepflanzung mit Namen »Leo Cloof« zur Schule gingen.

Peter bestellte über die Firma Sulmar sofort per Luftfracht Pistolen. Schon wenige Tage später, noch bevor die bestellten Waffen eintrafen, war eine Nachricht im Umlauf, dass sich auch in Cubal ein Überfall ereignet habe. Dies lag auf halbem Wege nach Chicuma, wo sich die Schule befand. Jetzt mussten die Kinder unverzüglich geholt werden.

Im Norden waren die Straßen durch die Aufständischen unpassierbar geworden. Peter sprach sich daher mit Herrn Jessen ab, dessen Kinder sich ebenfalls in Chicuma befanden. Er lieh sich Cochats Dienstpistole und fuhr sogleich mit Jessen in dessen Jeep los.

Auf Cavaco waren seit jener Schreckensnachricht Wachen aufgestellt worden. Wir wechselten uns schichtweise mit den Angestellten ab. Unsere Arbeiter waren genauso erschrocken wie wir. Sie schliefen in den ersten Nächten in der Bananenreifehalle, denn die Rebellen schlachteten auch ihre eigenen Landsleute ab, sofern sie einem anderen der vielen Stämme Angolas angehörten, als sie selbst.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Benguela, um Peter und die Kinder bei Jessens zu erwarten. An diesem Tag war Gerd mit der Wache an der Reihe. Seine Waffe war – wie bei uns allen – eine Catana. Ich fuhr allein und musste noch eine Weile bei Jessens auf die Ankunft des Jeeps warten. Weit nach Mitternacht kamen sie endlich mit den Kindern an. Auf dem Rückweg nach Cavaco fuhr Peter. Als wir uns auf halbem Weg der kleinen Pflanzung

mit den schwer auszusprechenden Name »Gatschingantschi« näherten, sahen wir schon von weitem einen Menschauflauf und viele Fahrzeuge. Peter hielt an und wollte wissen, was los sei. Alle machten verängstigte Gesichter und sagten, dass sie auf unserer Pflanzung schreckliche Schreie gehört hätten, worauf sie nach Gatschingantschi geflüchtet wären. »Gerd!« stießen wir zugleich aus, während Peter den Wagen in einer Weise startete, dass die Räder durchdrehten. Er sagte: »Hol Cochats Pistole aus der Aktentasche!« Ich tat es und legte sie griffbereit zwischen uns.

Wir sahen nichts, als die Autoscheinwerfer in unsere Palmenallee einbogen. Es war alles ruhig und hell erleuchtet. Seit die Fabrik in Betrieb war, gab es elektrisches Licht auf Cavaco. Peter hielt mit quietschenden Bremsen ruckartig vor dem Haus. Gerd saß schlafend auf dem Verandastuhl, die Catana auf dem Schoß. Der Schlafbedarf bei jungen Menschen ist groß, und es waren schon viele Tage ohne normale Nachtruhe verstrichen. Etwas beschämt und schuldbewusst, die Wache verschlafen zu haben, rieb er sich die Augen. Peter fragte: »Was gab es denn für Schreie auf Cavaco?« Gerd hatte nichts gehört. Entweder hatte er zu fest geschlafen oder die Menschen waren schon derartig mit den Nerven herunter, dass sie beim Schrei einer Eule die Flucht ergriffen.

Luise lud Mutter nach Schweden ein, sie solle sich nach dort in Sicherheit bringen. Peter schlug ebenfalls vor, die Reisepässe für mich und die Kinder in Ordnung zu bringen, denn es sei leichter, sich allein zu wehren, als eine ganze Familie schützen zu müssen.

Mutter fuhr zunächst allein ab. Ich wollte mit den Kindern erst dann fahren, wenn in der Benguela-Gegend etwas geschehen sollte. Am Haus ließen wir alle Türen und Fenster mit schmiedeeisernen Gittern versehen, was – entgegen unserer Befürchtung, es könnte danach wie ein Gefängnis aussehen – eher dekorativ wirkte.

Peter appellierte jetzt zusammen mit Herrn Jessen für die Verlegung der Schule nach Benguela. Es könne nicht mehr verantwortet werden, wehrlose Kinder im Busch zu lassen, wohin im Notfall keine Hilfe gelangen könne. Der Vorschlag stieß zunächst auf heftige Opposition seitens der deutschen Farmer im Hochland, deren Kinder die Mehrheit in der Schule bildeten. Es musste endlos und oft sogar hitzig debattiert werden, um die Schulverlegung durchzusetzen. Als die Schule in Benguela war, wurde Peter in den Vorstand und zum Vorsitzenden gewählt.



**Deutsche Schule, Benguela (nach Verlegung von Leo Cloof, Chicuma)**

Endlich trafen auch die Pistolen ein. Wir fuhren damit nach Baia-Azul, um Schießübungen zu machen. Zu der Zeit hörte man schon aus allen Richtungen das Übungsgeknatter. Es waren drei Walther-Pistolen mit einem Magazin für sieben automatische Schüsse. Als erster fing Peter damit an, natürlich traf er jedes Mal den Punkt. Dann folgte Gerd. Auch er konnte es schon recht gut. Danach war ich an der Reihe. Bevor Peter mir die Pistole in die Hand gab, hieß er die Kinder in Deckung gehen. Eiligst flüchteten sie sich ins Strandhaus. Diese Vorsichtsmaßnahme wurde wegen meines technischen Unverständnisses getroffen und gab mir gleich das Gefühl, ein Schlumpschütze zu sein. Als Peter mir erklärt hatte, wie entsichert wurde und was ich sonst noch wissen musste, sagte er: »Jetzt halte den Lauf auf den Boden, Ischiba, aber nicht auf deine Füße, und warte, bis ich Bescheid sage.« Darauf flitzte auch er ins Haus und rief von dort: »Jetzt!« Einsam stand ich mit dem Eisen in der Hand und schaute erst mal zum Haus zurück, ob sie mir auch alle zuguckten. Ich sah die blonden Köpfe hervorschimmern, sie hockten geduckt hinterm Fenster. Anscheinend drehte ich dabei die Waffe in die falsche Richtung, denn Peter rief außer sich: »Halte den Lauf um Himmels willen auf den Boden und fuchtele damit nicht so

herum.« Ich hätte das Ding am liebsten ins Meer geworfen. Mit zusammengebissenen Zähnen zielte ich nun auf das Plakat und schoss hintereinander das ganze Magazin leer. Als sie wussten, dass keine Kugel mehr im Lauf war, kamen alle aus dem Haus. Von den Schüssen hatte tatsächlich einer getroffen. Peter besah sich den Einschuss und meinte scherzend: »Auch ein blindes Huhn findet mal ein Korn.« Nein, für mich war eine Catana eine bessere Verteidigung als solch ein Schießseisen. Aber Peter meinte, ich müsse es nur üben, immer wieder üben. Ich hätte damals ja auch keinen Führerschein machen wollen und sei heute doch eine recht gute Fahrerin.

An den Kriegszustand, der sich hauptsächlich im Norden abspielte, hatte man sich inzwischen gewöhnt. Im Süden merkte man nichts davon, und das Leben ging normal weiter.

Am Ende des gleichen Jahres wurden in der deutschen Schule die Prüfungen für die zehnte Klasse durchgeführt. Gerd sagte: »Ich möchte gerne an der Prüfung teilnehmen.« Wir schauten ihn überrascht an, und Peter gab zu bedenken: »Junge, du hast doch seit fünf Jahren kein Deutsch mehr gehabt.« – »Lasst es mich trotzdem versuchen«, bat er. Wir verwehrten es ihm nicht und meldeten ihn zur Prüfung an. Sprachlos waren dann nicht nur wir, sondern auch die Lehrer, als er die Prüfung mit den besten Noten bestand. Peter sagte: »Er scheint nicht nur ‚schön wie ein Jesuskind‘ zu sein. Von wem er das wohl hat?« Dabei setzte er ein Lausbubengesicht auf.

Wenn wir auch nicht daran dachten, Angola zu verlassen, so war unsere Zukunft jetzt doch unsicher. Es wurde daher beschlossen, Gerd nach Deutschland zu schicken, wo er sein Abitur machen und ein Studium absolvieren sollte. Eine Europareise war schon 1961 geplant gewesen, doch musste sie wegen der ausgebrochenen Unruhen verschoben werden.

Anfang Januar 1962 bestellte Peter einen Mercedes – für diese Marke hatte er immer schon eine Schwäche gehabt – und ließ ihn von der Fabrik direkt nach Lissabon kommen. Dorthin wollten wir ohnehin mit dem Schiff fahren, um eine Rundreise durch Portugal zu machen und dann über Spanien, Frankreich und die Schweiz nach Deutschland zu reisen. Jola gedachte, zur selben Zeit mit seiner Familie aus Amerika zu Mutter und Luise nach Schweden zu kommen, wo wir uns nach zwölfjähriger Trennung treffen wollten.

Anfang Mai fuhren wir mit der ganzen Familie auf dem portugiesischen Schiff »Ana Mafalda« ab. Für die Zeit unserer Abwesenheit war auf Cavaço ein junger Deutscher als Geschäftsführer eingesetzt worden.

In Lissabon nahmen wir den Wagen in Empfang und fuhren zunächst in die südliche Algarve, die in der Mandelblüte stand, was der Landschaft eine zauberhafte Pracht verlieh. In Portugal ließen wir uns Zeit, besichtigten allerlei historische Sehenswürdigkeiten, von denen Portugal eine Menge zu bieten hat, und fuhren dann über die Pyrenäen gen Norden.

Die Begrüßung in Ringswarft war herzlich. Kaliki und Nene wurden von ihren Großeltern und dem Onkel begutachtet. Sie fanden sie wunderbar. Aber Oma hatte für »ihr Jesuskind« noch immer eine besondere Schwäche. Jola war mit seiner Familie bereits in Schweden eingetroffen. Wir fuhren daher schon eine Woche später dorthin.

Es war für die Kinder schwierig, sich zu verständigen. Unsere Sprachen Deutsch, Jolas Englisch und die von Luise Schwedisch. Nur Gerd sprach etwas Schulenglisch und versuchte, zu vermitteln.

Schon am nächsten Tag kam ein Schwarm Journalisten und bat um Interviews, wobei allerlei Aufnahmen von uns gemacht wurden. Luise hatte das alles organisiert. Sie legte großen Wert auf solche Dinge, da sie selbst häufig in Zeitschriften als Preisträgerin von Angelwettkämpfen erschien. Am nächsten Tag kam sie stolz mit der Zeitung an, in der unser Gruppenbild zu sehen war, und darunter stand ein langer Artikel mit dem hochtrabenden Titel: »Bananenkönig aus Angola zu Besuch in Schweden.«

Wir machten allerlei Rundreisen im schönen Schweden. Auch nach Småland, wo Luisens Mann herstammte, fuhren wir. Die vielen Seen und Wälder verliehen dem Land etwas Verträumtes.

Gerd war schon bei der Friedrich-Paulsen-Schule in Niebüll angemeldet, in der auch schon Peter sein Abitur gemacht hatte. Wir mussten daher früher aus Schweden zurück. Eine Woche später kam auch Jola mit seiner Familie zu Ingridens Eltern nach Aventoft.

Nachdem Gerd ins Niebüller Internat gezogen war, machten wir mit Jola und Ingrid eine Reise durch Süddeutschland. Wir gelangten bis ins Moseltal und nahmen an allerlei Festlichkeiten teil. In Köln erstiegen wir den Dom, was uns einen unheimlichen Muskelkater in den Beinen bescherte, danach wurde die »Bastei« besucht, in der wir zu Abend speisten. Das Lokal lag am Ufer des Rheins. Die Lichter der Stadt auf der gegenüberliegenden